

Es muss kurz nach der Wende gewesen sein, dass mich in Frankfurt ein Anruf von Klaus Schlesinger erreichte, in dem er mich und Wilfried F. Schoeller bat, nach Berlin zu kommen. Schlesinger schlug vor, sich gemeinsam mit Uwe Kolbe in einem kleinen Ort in der Mark Brandenburg zu treffen; dort sollte auf Initiative einer Lehrerin eine Grundschule den Namen „Franz Fühmann“ erhalten, was aber auf Unverständnis und Ablehnung stieß, da einige Bürger der Ansicht waren, Fühmann sei Kommunist und Mitglied der SED gewesen. War Fühmann schon so vergessen? Oder war es einfach Unkenntnis in den Wirren des Umbruchs einer Zeit, in der auch interessenbedingte Desinformation zur Tagesordnung gehörte? Es war ein düsterer Tag, und es fing an zu schneien. Ich erinnere mich nicht mehr an Details der öffentlichen Diskussion, aber wir vier, die beiden DDR-Autoren und die beiden westdeutschen Literaturkritiker, konnten mit dazu beitragen, die Verwirrungen zu klären: Die Schule bekam den Namen Franz Fühmanns.

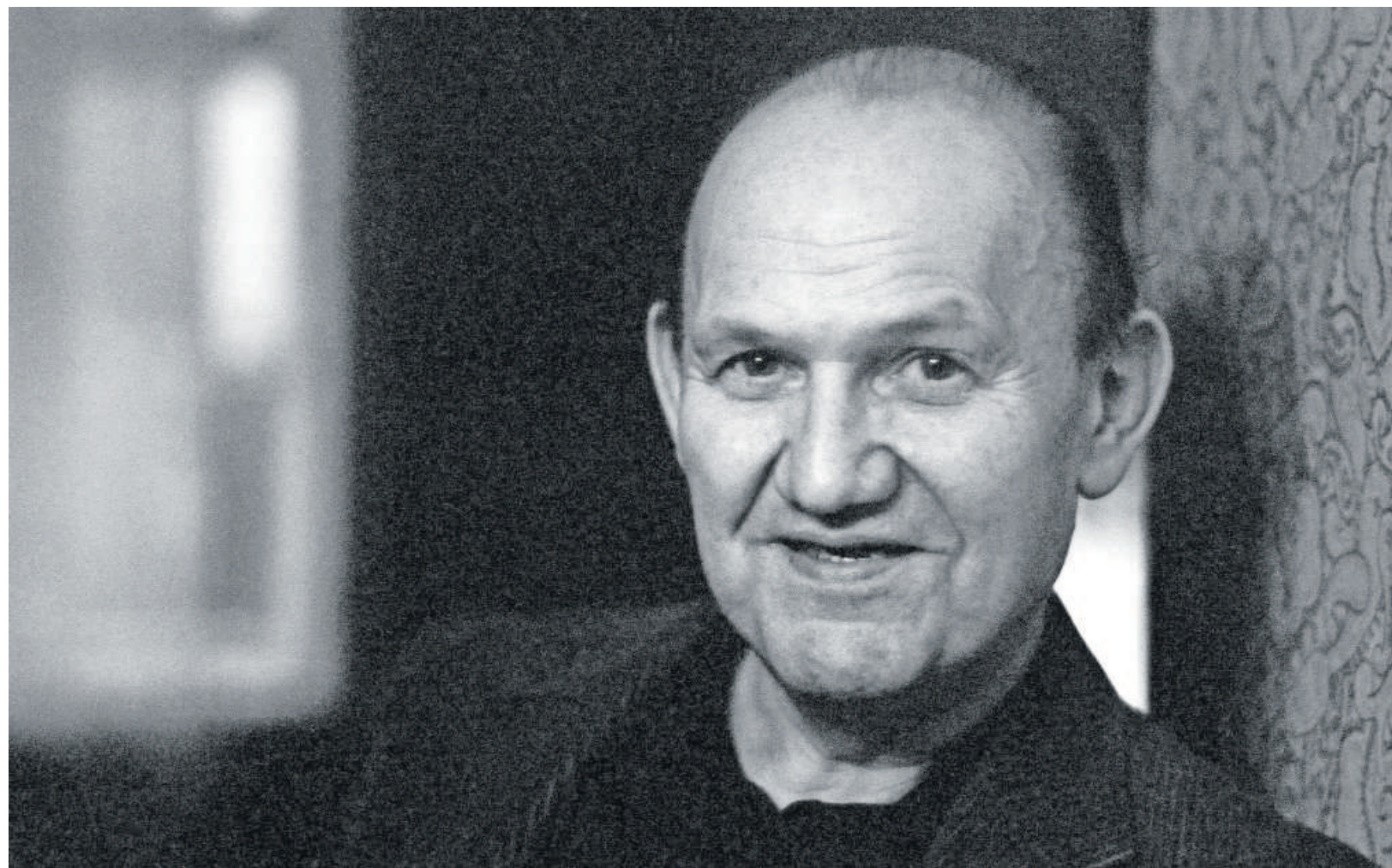
Gut anderthalb Jahrzehnte später, vor Kurzem Bürger Berlins geworden, beschloss ich, Fühmanns Grab in Märkisch-Buchholz zu besuchen. Würde ich den Ort wiederfinden mit Fühmanns Grabanspruch an die junge Autorengeneration und der Aufforderung, nach der Wahrheit zu suchen in einem Staat DDR, den es jetzt nicht mehr gab? Auf dem Friedhof zunächst Ratlosigkeit. Da kam uns ein älteres Paar entgegen: „Wissen Sie zufällig, wo das Grab des Schriftstellers Franz Fühmann zu finden ist?“ „Ach, der Franz, der liegt gleich dahinten“, entgegnete der Mann, der offensichtlich mein überraschtes Gesicht zum Anlass nahm, zu erzählen, dass er Fühmann gekannt und gedutzt habe und jetzt zu dem Franz-Fühmann-Freundeskreis im Ort gehöre, wo es auch eine Fühmann-Begegnungsstätte gebe. „Wir Älteren müssen hier zusammenstehen, die Jugend ist ja wegelaufen, die renovierte Schule musste geschlossen werden, da man mehr Computer als Schüler gezählt hatte.“

Wenige Jahre nach der Wende war ich schon einmal an Fühmanns Grab gewesen – mit Jan Philipp Reemtsma und seinem Hamburger Anwalt und *homme de lettres* Joachim Kersten. Reemtsma hatte kurzerhand ein Taxi am Bahnhof Zoo nach Märkisch-Buchholz geordert, um mit uns Fühmanns Ruhestätte und dessen Schaffensklause zu besuchen, die von einem Westler abgerissen zu werden drohte.

Als wir endlich auf Fühmanns Grundstück standen und die Szenerie betrachteten, sagten Kersten und Reemtsma wie aus einem Mund: „Das ist ja wie bei Arno Schmidt in der Heide.“ Neben dem Häuschen in einem garagenartigen Container ein Klappstisch, primitive Bestuhlung und graue Matten am Boden, wahrscheinlich um die Füße etwas zu wärmen. Ein spartanisch anmutender, trostloser Anblick.

In meinem Kopf tauchten Bilder von Fühmanns riesiger Berliner Wohnung am Strausberger Platz auf, in der er nie länger als ein paar Stunden verweilte. Sie war ihm wohl mehr Ort einer gewaltigen Bibliothek als Wohnstätte. „Mein Vater hat Bücher sogar in unserem Kühlschranks gestapelt“, erklärte Fühmanns Tochter, die nach der Wende noch eine Zeit lang dort gewohnt hatte. Die Bibliothek ihres Vaters übernahm schließlich die Akademie der Künste.

Fühmanns Tochter hatte mich gedrängt, die Stasiakte ihres Vaters in meine Arbeit an der Briefedition mit einzu beziehen. Nur widerwillig stimmte ich zu; es war eine Horrorkollektion. Im Anhang der Edition deckte ich die Verflechtungen auf, nannte die Klarnamen der Informanten (zur deren Identifikation musste ich nur die Schwärzungen über eine Lampe halten). Die ganze Fühmann-Akte ist auch ein Spiegel des Stasiapparats, der



„Das Schicksal hat mich dermaßen an Verlage verzettelt, dass ich mich mit meinem Werk wie zerstückelt fühle“: Franz Fühmann.

Foto Isolde Ohlbaum/laif

## Eremit in Märkisch-Buchholz

Von einem, der standgehalten hat: Franz Fühmann war einer der wichtigsten Wegbereiter junger Schriftsteller in der DDR und selbst ein großer Autor.

Heute jährt sich sein Geburtstag zum hundertsten Mal. *Von Hans-Jürgen Schmitt*

die Macht der Schriftsteller und meine eigene als Westlektor völlig überschätzte.

Als ich Franz Fühmann kennenlernte, war er schon der Eremit von Märkisch-Buchholz, ein Asket, der wenig aß und immer sehr schlicht gekleidet war. Wenn wir uns mit Klaus Schlesinger bei einem Italiener am Savignyplatz in Charlottenburg, nahe der Autorenbuchhandlung, trafen, diskutierte er lieber mit uns, als mit uns zu essen oder gar zu trinken. Denn den Alkohol hatte er sich Jahre zuvor, 1968, mit dem Einmarsch der Sowjets in Prag, verboten und durch eine Entziehungskur in Rostock gänzlich abgewöhnt. So prophezeite er jetzt inmitten des Wettrüstens – und Schlesinger war dieser Vorausschau nicht abgeneigt; es war die Zeit des Nato-Doppelbeschlusses –, dass alsbald eine Atombombe die Welt auslöschen würde. In der DDR habe man schon Vorkehrungen getroffen: Aktentaschen über den Kopf halten! Scherz oder nicht, es war Franz Fühmanns ironischer Ausdruck seines Ohnmachtgefühls.

Franz Fühmann tauchte oft in der Berliner Autorenbuchhandlung in der Carmerstraße auf, wo sich Ost und West leicht verabreden konnten. Er war immer mit ein, zwei großen Taschen ausgerüstet, die er, prall gefüllt mit Büchern, zurückschleppte (er hatte dafür vom DDR-Zoll einen Freischein), um die meisten Titel großzügig an junge Autoren weiterzugeben. Wir trafen uns dort, um seinen sechzigsten Geburtstag zu begehen; in der DDR hatte es keine Würdigung für ihn gegeben. Klaus Wagenbach und andere aus der Berliner Literaturszene

kamen. Ich hielt eine kleine Rede über Fühmanns komplexen Weg zur Literatur, über sein ästhetisch und moralisch wertsetzendes Werk und dessen je verschiedene Rezeption in Ost und West. Um von dieser Würdigung seiner Person und des Werks abzulenken, ging Fühmann sofort in seiner Erwiderung auf junge Autoren der DDR und ihr utopisches Potential ein: Auf die gelte es jetzt zu sehen, auf die müsse man hoffen.

Der Fühmann der Lesungen, der Fühmann der Vorträge war eine genuine Gestalt. Seine Ausstrahlung, ja Faszination schien mir nicht nur aus dem Duktus seiner Rede oder Lesungen zu entstehen, man spürte, dass seine ganze Persönlichkeit hinter jedem Satz stand; bei Lesungen in der Berliner Autorenbuchhandlung, in der Buchhändlerschule in Frankfurt am Main-Seckbach oder bei einem sich über Stunden hinziehenden Gespräch mit Schülern im hessischen Butzbach über seinen langen Weg der Selbstfindung zum kritischen Autor. Und schließlich auch bei seiner Rede zur Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises in München, 1982. Es muss diese spezifische Fühmann-Aura gewesen sein, die Jan Philipp Reemtsma in der Hamburger Heinebuchhandlung 1978 bei einer Lesung beeindruckt hatte. Die Arno-Schmidt-Stiftung finanzierte schließlich meine erste Auswahl der Briefe Fühmanns.

Ich war Franz Fühmann im Januar 1975 zum ersten Mal begegnet, in Frankfurt am Main aus Anlass einer Rilke-Hommage des Suhrkamp-Verlags zum hundertsten Todestag des Dichters. Fühmann nannte Frankfurt aus seiner Berlin-Perspektive das „net-

te Städte“, so auch späterhin, wenn er in die Main-Metropole kam. Als wir aus einem Parkhaus fuhren, ich eine Münze einwarf, um die Schranke zu öffnen, bemerkte Fühmann: „Mein Gott, so funktioniert das halt alles bei Ihnen.“ Ein viel-sagender Satz, der von uns beiden in diesem Augenblick nicht weiter kommentiert werden musste, aber er barg schon Fühmanns ganzen Widerspruch. Trotz aller Defizite und Unzulänglichkeiten seines Staates, trotz der Schwierigkeiten, die dieser Schriftstellern und Künstlern machte, wollte Fühmann an der DDR festhalten, sogar, wenn sie ihn nur – seinen eigenen Worten nach – auf den „braven Antifaschisten und Kinderbuchautor“ einzuschranken versuchte.

Auf Werk und Person Fühmanns hatte mich Kurt Batt, sein Lektor im Rostocker Hinstorff-Verlag, aufmerksam gemacht; es war um die Zeit, als das Ungarn-Tagebuch „22 Tage oder die Hälfte des Lebens“ erschienen war. Batt erzählte mir von den Schwierigkeiten bei der Entstehung dieses Buchs; Fühmann hat sie selbst später festgehalten: die Verwandlung einer harmlosen Reiseschilderung in eine erste ernste Auseinandersetzung mit Grundfragen von Kunst und Macht, Individuum und Gesellschaft.

Jedenfalls war mit Batts frühem Tod 1975 der Augenblick gekommen, mich Fühmann mit meinem Nachruf auf seinen Lektor in der „Neuen Rundschau“ zu empfehlen und ihn zum westdeutschen Verlag Hoffmann und Campe zu holen, obwohl einige seiner Bücher zuletzt bei

Suhrkamp erschienen waren. „Schauen Sie, lieber Herr Schmitt“, hatte er zunächst abgewehrt, „das Schicksal hat mich schon dermaßen an Verlage verzettelt, dass ich mich eigentlich mit meinem Werk hier wie zerstückelt fühle.“ Es gelang schließlich doch, nachdem man Fühmann bei Suhrkamp auf sein Drängen nach rascherer Publikationsfolge gesagt hatte: „Am Tisch des Königs können nicht alle Platz nehmen.“

In Kurt Batts schmalen Nachlass, den ich kurz nach seinem Tod einsehen konnte, fand sich ein Plan für eine Autobiographie, und der Titel zu einem Kapitel darin lautete „Fühmann oder die Schroffheit“. Schroffheit? Wie hatte Batt das gemeint? Vielleicht als Unveräußerlichkeit bei Fühmann gegenüber allen von außen gesetzten ideologischen Widerständigkeiten? Als ich Fühmann kennenlernte, hatte er sich längst als literarischer Autor gefunden. Es gab für ihn keine großen ästhetischen Auseinandersetzungen mehr.

Bei der Abgabe seines Trakl-Manuskript („Der Sturz des Engels“) kam Fühmanns Frage, ob auf namentliche Nennung einiger parteipolitischer Personen aus der DDR verzichtet werden könne, die während der Dekaden- und Formalismuskritik Trakl, Kafka und die ganze Moderne verbannt hatten; es würde ihnen sonst zu viel Bedeutung zukommen. Im fertigen Trakl-Buch heißt es dann auf Seite 117: „Es scheint mir wenig angemessen, einen der Namen seiner Vollzieher neben den Trakls zu stellen.“ Gemeint waren damit Alfred Kurella oder auch Alexander Abusch. Wir sprachen

auch über Schwierigkeiten des „Bergwerk“-Manuskripts, in dem ich einige Proben – irrtümlich – für einen Rückfall in den sozialistischen Realismus hielt. Fühmann wollte ja gerade eine „kritische Standortbestimmung des Schriftstellers im real existierenden Sozialismus“ aufzeigen. Auf einer Ansichtskarte (er liebte solche Mitteilungswege) schrieb er 1983: „Tief aus dem Bergwerk rufe ich: Beten Sie für mich, halten Sie mir die Daumen, es wächst sich aus!! 4 Jahre Arbeit! Was soll da werden . . .“

Nach einer Lesung in Frankfurt am Main im Jahr 1979 erlebte ich einen sehr verblüfften Fühmann, als ich ihm sagte: „Jetzt werde ich Sie mit dem Lyrikband eines Dichters aus der DDR bekannt machen, den es bei Ihnen nicht gibt“, und mit ihm in die Frankfurter Autorenbuchhandlung im Westend fuhr, um ihm Wolfgang Hilbigs Lyrikband „Abwesenheit“ zu besorgen. „So, ein DDR-Autor und der erscheint nicht bei uns? Das ist doch unglaublich!“ Die nachfolgende Geschichte von Fühmanns Ringen um Wolfgang Hilbig in der DDR ist bekannt.

Die Publikation von „Der Sturz des Engels“ sollte 1982 den Höhepunkt seines Schaffens bilden. Es ist ein brillantes autobiographisches Mixtum compositum aus Essay und Bericht, Gedichtinterpretation und Erzählung, ein Buch radikaler Offenheit, in dem Fühmann seine Wandlungen vom jungen Nazissoldaten zum Kommunisten und schließlich zum kritischen Schriftsteller fokussierte. Mit diesem Werk fand Fühmann erstmals großen Widerhall in der bundesrepublikanischen Kritik, erhielt den Preis der Bestenliste des Südwestfunks und den Geschwister-Scholl-Preis, aber es stand quer zum offiziellen DDR-Diskurs, obwohl es schließlich auch bei Hinstorff in Rostock unter dem Titel „Vor Feuerschindeln“ erscheinen konnte – nicht ganz ohne „Außendruck“ unsererseits, die angekündigte Westausgabe konnte vor der DDR-Publikation erscheinen.

Dann Fühmanns große Dankesrede zum Scholl-Preis im Münchner Rathaus vor den bayrischen Würdenträgern. Beim anschließenden Festessen saß Franz Joseph Strauß in unmittelbarer Nähe unseres Tisches und lugte ab und zu verwundert zu uns herüber. Fühmann freute sich: Ob sich Strauß wohl den leibhaftigen Kommunistenteufel so vorgestellt habe? Er selbst konnte mit leisem Triumph in sein „Vaterland“, wie er die DDR mit patriotisch-ironischem Unterton nannte, zurückkehren. Er hatte sich in seiner Münchner Rede über Wahrheit und Würde, Scham und Schuld für keines der beiden Deutschland vor den Karren spannen lassen. Es ging ihm einzig um eine Selbstbefragung angesichts der Tat der Geschwister Scholl und in diesem Kontext um ein „Nachdenken über Auschwitz“, wie er in seiner Rede sagte.

Trotz zahlreicher Konflikte in den Jahren seit 1975 wollte Fühmann die DDR nie verlassen; seine enormen Anstrengungen, Wolfgang Hilbig, Uwe Kolbe und anderen jungen Schriftstellern in ihrem eigenen Land eine Publikation zu ermöglichen, künden davon. Vom Standhalten trotz aller Hindernisse, die sich ihm und den jungen Autoren im Staate DDR entgegenstellten.

Franz Fühmann starb zu früh, 1984 im Alter von 62 Jahren, fünf Jahre vor dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem Ende der DDR. Er hatte sich in unseren Gesprächen mit Klaus Schlesinger beim Italiener am Savignyplatz eher den Untergang der Welt durch die Atombombe vorstellen können als diesen Fortgang unserer deutschen Geschichte.

**Hans-Jürgen Schmitt**, geboren 1938, war von den Siebzigerjahren an der Lektor von Franz Fühmann beim westdeutschen Verlag Hoffmann und Campe.

Redaktion Hubert Spiegel

## FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Ron Padgett

### Liebesgedicht

Wir haben jede Menge Streichhölzer daheim. Wir haben sie immer zur Hand. Im Moment ist Ohio Blue Tip unsre Lieblingsmarke, früher mochten wir Diamond sehr. Das war, eh wir Ohio Blue Tip entdeckten. Sie sind erstklassig verpackt, kompakte kleine Schachteln mit dunkel- und hellblauem und weißem Etikett mit Worten gesetzt in Form eines Megaphons, als wollten sie umso lauter in die Welt posaunen: „Hier ist das schönste Streichholz der Welt, sein weicher anderthalb Zoll langer Kiefernstab auf dem ein raues Purpurkäppchen sitzt, so schlicht und wild darauf aus sich zu entflammen, vielleicht um zum ersten Mal der Geliebten die Zigarette anzuzünden, und danach war nichts mehr so, wie es mal war. Das alles will ich dir geben.“ Und du hast es mir gegeben, ich wurde die Zigarette und du das Streichholz oder ich das Streichholz und du die Zigarette, entflammt zu Küssen, die himmelwärts verglühen.

Aus dem Amerikanischen von Jan Volker Röhner.

Ulrich Greiner

### Überall ist Wunderland

Auch in der Lyrik gibt es eine arte povera, eine „arme“ Kunst, die sich alltäglichen Gegenständen widmet und das scheinbar Unbedeutende mit schlichten Worten feiert. Sie entdeckt das Glück nicht im Jenseits des Absoluten, sondern im Diesseits des Konkreten. Ein berühmtes Beispiel für diese Poesie der Bescheidenheit ist das Gedicht „This Is Just to Say“ von Williams Carlos Williams: „I have eaten / the plums / that were in / the icebox . . .“

Ron Padgett besingt in seinem Liebesgedicht nicht die Pflaumen, sondern die Zündhölzer. Sie sind, wenn man es recht bedenkt, kleine Wunderwerke des menschlichen Erfindungsgeistes. Eine kurze, harte Handbewegung – und schon leuchtet die Flamme, auf Anheiß bereit, ein Kaminfeuer anzuzünden, eine Kerze oder eine Zigarette. Und wenn es die Zigarette einer Frau ist, von der man (und hier ist es der Mann) noch gar nicht sicher weiß, ob man sie liebt, dann kann es passieren, dass danach nichts mehr so war, wie es mal war. Und so, wie das Zündholz geradezu begierig ist, sich zu entflammen („ready to burst into flame“), so entflammt die Liebe den Liebenden.

An diesen Augenblick wird er sich immer erinnern: „ich / wurde die Zigarette und du das Streichholz oder ich / das

Streichholz und du die Zigarette, entflammt / zu Küssen, die himmelwärts verglühen.“ Dass diese Liebe nicht erloschen ist, sondern nur darauf wartet, sich abermals entzünden zu dürfen, dafür geben die Streichhölzer, als wären sie Symbol der Zuneigung, eine Art Versprechen. „Wir haben jede Menge Streichhölzer daheim“, so beginnt das Gedicht („We have plenty of matches in our house“). Offenbar muss man sich um die beiden keine Sorgen machen.

Ältere Leser werden sich noch an die „Welthölzer“ erinnern, die vom Zündholzmonopol des schwedischen Industriellen Ivar Kreuger produziert wurden: langweilige Schachteln mit solidem Inhalt. Kreuger hatte dem Deutschen Reich 1930 einen Kredit von fünfzehnhundert Millionen Mark gewährt und dafür das Monopol erlangt. Es erlosch 1983, und seitdem gibt es auch bei uns jede Menge unterschiedlicher Streichhölzer und Streichholzschachteln.

Ohio-Blue-Tip-Hölzer gibt es hier leider nicht. Wer wissen will, wie sie aussehen, muss sich einen der schönsten Filme von Jim Jarmusch angucken: „Paterson“ (2016). Er spielt in der gleichnamigen Stadt in New Jersey. Sie wurde literarisch berühmt, weil William Carlos Williams, der in der Nähe als Arzt prak-

tizierte, ein fünfbandiges Erzählgedicht darüber geschrieben hat (1956). In ihm werden die Stadt, ihre Geschichte und ihre Bewohner zu einem lebendigen Organismus. Paterson erscheint zuweilen als leibhaftiges Wesen, das spricht und handelt.

Der Held des Films heißt ebenfalls Paterson. Er ist Busfahrer. In den Arbeitspausen schreibt er Gedichte in ein Notizbuch, während seine Frau die Wohnung ständig neu dekoriert. Einmal gehen sie gemeinsam ins Kino. Der allein gelassene Hund macht sich über das Notizbuch her und zerlegt es in tausend Fetzen. Als Paterson danach traurig durch die Straßen wandert, begegnet er einem japanischen Touristen. Der will die Stadt besichtigen, die der legendäre William Carlos Williams besungen hat. Sie kommen ins Gespräch miteinander, und am Ende schenkt der Japaner dem Freizeiddichter ein Buch mit leeren Seiten. Paterson setzt sich nieder und schreibt.

Patersons Gedichte stammen von dem Lyriker Ron Padgett, einem Freund von Jim Jarmusch. Padgett, Jahrgang 1942, hat seit 1964 rund zwei Dutzend Gedichtbände veröffentlicht. Bei uns ist er kaum bekannt, aber unter amerikanischen Kennern genießt er großes Ansehen. Seine Gedichte stehen in der Tradition jener

Alltäglichkeitspoesie, zu deren Vätern Walt Whitman zählt – und eben auch Williams. Padgett sucht seine Inspiration nicht im Reich der literarischen Verweise, sondern im Hier und Jetzt, nicht im arkadischen Himmel, sondern auf der Straße oder zu Hause. Dann können sogar Zündhölzer zum Zeichen werden. Und der Leser spürt: „Überall ist Wunderland. / Überall ist Leben . . .“, wie Joachim Ringelnatz gedichtet hat.

Offenkundig ist dies kein Gedicht für leidenschaftliche Nichtraucher. Zu ihrer Beruhigung sei gesagt, dass an keiner Stelle des Films von Jim Jarmusch geraucht wird. „Küsse, die himmelwärts verglühen“ („kisses that smoulder toward heaven“) benötigen nicht unbedingt eine Zigarette.

Ron Padgett: „Die schönsten Streichhölzer der Welt“. Gedichte Englisch – Deutsch. Aus dem Amerikanischen und mit einem Nachwort von Jan Volker Röhner. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Mainz 2017, 288 S., geb., 22,- €.

Von Ulrich Greiner erscheint in Kürze: „Dienstboten – Von den Butlern bis zu den Engeln“. Essay. Verlag zu Klampen, Springe 2022. 128 S., geb., 14,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).